



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Bild aus Neuösterreich.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Bild aus Neuösterreich.

Wenn gewisse Tageschriftsteller nicht müde werden, die Segnungen zu preisen, die von Wien über Ungarn und seine Nebenländer ausströmen, wenn sie uns vorhalten, wie von dort aus die große Aufgabe Oestreichs, Bildung und Gesittung über den Südosten zu verbreiten, seit Jahren rastlos verfolgt wird und nur ein beschränkter Nationalgeist hindert, daß die Spenden jenes Füllhorns dankbar aufgenommen und zum Gedeihen des Landes benützt werden, und wenn dann wieder andre nur von der Schattenseite der östreichischen Verwaltung in jenen Gegenden zu erzählen wissen, so ist ein Buch, welches den Eindruck macht, daß sein Verfasser zwischen den Parteien hindurch nur auf die Wahrheit sah, als eine doppelt willkommene Gabe zu begrüßen. Als eine solche müssen wir die soeben erschienene Schrift „Aus dem Osten der östreichischen Monarchie von C. Freiherrn v. Berg“ (Dresden, G. Schönfelds Buchhandlung) bezeichnen, die Beschreibung einer im letzten Herbst unternommenen Reise über Galizien nach Pesth und von dort über Temesvar nach dem Banat, deren Zweck vorzugsweise Beobachtung der Zustände des Volkes, der landwirthschaftlichen Verhältnisse, des industriellen Lebens und der Art und Weise war, wie Regierungsform und Regierungsgrundsätze auf das Volk wirken. Der Verfasser, ein höherer Beamter, brachte für diesen Zweck Kenntniß der Verwaltungsgrundsätze und als Wald- und Landwirth (er ist k. sächsischer Oberforstrath) eine gründliche Bekanntschaft mit vielen wichtigen Zweigen der Nationalökonomie mit. Er hatte durch frühere Reisen seinen Blick geschärft. Er blieb endlich nicht auf der großen Heerstraße, verließ sich nicht auf Hörensagen, sondern suchte sich durch Zickack-touren im Innern des Landes die Belehrung zu verschaffen, die er wünschte. Steht er mit diesen Eigenschaften über den gewöhnlichen Touristen, so spricht für die Zuverlässigkeit seiner Mittheilungen noch ein anderer Umstand. Sein politischer Standpunkt ist der eines gemäßigten Liberalismus, und er trat seinen Weg mit jenem in der sächsischen Beamtenwelt traditionellen, durch die sächsischen officiellen und officiösen Blätter emsig gepflegten Wohlwollen gegen Oestreich an, welches in der Ferne nur zu sehr geneigt ist, Schwarz für Weiß und Gelb für Rosenroth anzusehn. Dennoch ist seine Schilderung der Zustände in den von ihm besuchten Theilen des Kaiserreichs eine so trübe und düstere, sein Urtheil über die Leistungen der Regierung auf dem Gebiete der Verwaltung und der Justiz in vielen Punkten ein so abfälliges, daß selbst ein politischer Gegner Oestreichs dort nicht viel schwärzer schildern, hier nicht viel strenger verurtheilen könnte. Wenn er dabei noch an den guten Wil-

len der Regierung zu gründlichen Reformen glaubt und auf eine bessere Zukunft hofft, so können wir das auf sich beruhen lassen. Wir halten uns an das, was er von den Erfolgen des gegenwärtigen Systems zu berichten hat, und das ist, wie bemerkt, sehr wenig tröstlicher und erbaulicher Natur.

Gleich beim Eintritt in die k. k. Staaten, auf der Grenzstation Granicy in Galizien, zeigt sich dem Reisenden ein wenig anmuthiges Miniaturbild der Verwaltung: „Viele Beamte, um sich gegenseitig zu controliren und um allen Anforderungen des Bureaokratismus zu genügen, um mit vielen Kosten oder der möglichst großen Weitläufigkeit wenig Geschäfte zu bewältigen.“ Tags darauf tritt ihm die Silbergeldnoth in Gestalt eines prozigen Kassirers entgegen. Nach verschiedenen andern traurigen Erfahrungen faßt er dann sein Urtheil über Galizien dahin zusammen: „Galizien erscheint als ein gesegnetes Land, wo ich es sah, schön, mit einem fruchtbaren Boden, bei geeigneter Bewirthschaftung reiche Ernten gebend, mit einem gemäßigten Klima, schönen, aber mißhandelten Wäldern, kurz, mit allen Elementen zu einer gedeihlichen Entwicklung. Wie treffen wir aber das Volk? Arm, faul, trunksüchtig, verkommen in jeder Hinsicht, ohne Unterricht und ohne sittliche Hebung durch eine echte Religiosität. Und dieses ist der Erfolg von einem fast hundertjährigen Besiz in der Hand des mächtigen Oestreich! Und die Regierung hatte hier freie Hand, sie war nicht wie in Ungarn gebunden durch eine Verfassung, welche nur eine Art von Menschen, den Adel, kannte.“ Man hat nicht beachtet, daß Kirche und Schule große Hebel der Gesittung und des Wohlstandes sind. Man hat noch immer nicht das Dogma fallen lassen, daß Aufklärung vom Uebel, daß je dümmer das Volk, je leichter es zu regieren, man hat noch heute nicht den Stock aus dem Gerichtssaal verbannt. Wenig nur ist für die innere Communication gethan. „Die Last der Centralisation und des Bureaokratismus drückt ebenso auf Galizien wie auf die übrigen Länder Oestreichs, der Mangel an guten Beamten, der Mangel an Achtung vor den Beamten wird auch hier gleich fühlbar.“

Wir übergehn, was der Verfasser, nach Pesth gelangt, von dieser Stadt berichtet, und ebenso was er weiterhin an der ungarischen Bewegung für berechtigt, was er für nicht berechtigt hält, und folgen ihm in das Banat und zu der ausführlichen Schilderung, die er uns von den dortigen Beamten Oestreichs gibt.*) Die österreichische Organisation der Verwaltungsbehörden ist an sich nicht schwerfälliger als die in den meisten deutschen Staaten. Klagt man aber in diesen schon mit Recht über viele unnütze Schreiberei, so hat man zu solchen Klagen in Oestreich noch weit mehr Ursache.

*) Man vergleiche damit die Beispiele aus dem russischen Beamtenthum, die wir vor einigen Wochen aus Fürst Dolgorukows Buche mittheilten, und man wird finden, daß man in Oestreich nach dieser Seite hin keine große Ursache hat, sich über Rußland erhaben zu dünken.

„Man betreibt,“ sagt unser Berichterstatter, „hier die Geschäfte mit einer ganz ungemessnen Weiterschweifigkeit, es hat sich dadurch eine Schwerfälligkeit in dem Geschäftsverkehr und in der Form entwickelt, welcher man fast in jedem Erlasse begegnet. Jeder, auch der geringfügigste Gegenstand wird schriftlich verhandelt, und zwar mit einer Umständlichkeit und Gründlichkeit, als ob es nur der Zweck wäre, recht viele und recht dicke Acten zu schreiben. Der Sache wird aber doppelt dadurch geschadet: einmal indem die Erledigungen nicht erfolgen, und dann, weil diese unendlichen Verschleppungen das Ansehen der Behörden untergraben. Ueber diese Verschleppungen hört man allgemeine und bittere Klagen, und nach vielen mir darüber gemachten Mittheilungen erscheinen sie wohlbegründet.“ — „Vormundschaftsachen sollen oft jahrelang auf Erledigung warten lassen, eine Abnahme von Vormundschaftsrechnungen sei äußerst schwer zu erlangen, ja es sei vorgekommen, daß nach fünf Jahren noch kein Vormund bestellt sei. Bagatellsachen zu Ende zu bringen, hält außerordentlich schwer. Untersuchungen von geringen Polizeivergehen, z. B. Forstbußsachen, werden öfters jahrelang nicht vorgenommen, und wenn die Erkenntnisse auch endlich gefällt sind, wird an die Vollziehung derselben gar nicht gedacht. Ja es ist vorgekommen, daß bei der Visitation eines Bezirksamtes gegen viertausend erledigte, aber unabgeschriebene Sachen vorgefunden wurden. Man fand das und — es blieb beim Alten!

„In peinlichen Sachen wird allgemein den Behörden eine große Lässigkeit, eine Scheu, sich mit der Arbeit zu befassen, vorgeworfen. Mir sind darüber eine Menge Geschichten erzählt, wovon ich beispieelsweise eine mittheilen will. Nicht weit von der siebenbürgischen Grenze wurde vor nicht zu langer Zeit in einem Dorfe ein Bauernhaus überfallen, von dessen Besitzer bekannt geworden war, daß er kürzlich Geld erhalten habe. Um die Bewohner zur Herausgabe zu zwingen, wurde der schwangern Frau vor ihrem Manne der Leib aufgeschlitzt, und der Mann mit Feuer so lange gemartert, bis er verbrannte. Eine Rotte von sieben Mann wurde durch die Gendarmen eingefangen, in Gegenwart eines Hüttenbeamten, welcher zugleich Ortsvorsteher war, gestanden die Bösewichter ihre That ein, sie wurden zum Amte transportirt und — so sagte der betreffende Hüttenbeamte, welcher mir die Sache als Theilnehmer bei dem Verhör selbst erzählte — noch früher wie die Gendarmen waren die Kerle alle wieder zu Hause.“ —

„Mir ist,“ fährt unser Reisender fort, „ein Fall bekannt worden, wo die Vermuthung einer böswilligen Brandstiftung sehr nahe lag. Auf eine desfallsige Anzeige bei dem Amte ist nicht einmal der Augenschein eingenommen worden. In den obersten Stellen hat man gewiß den besten Willen, solche schreiende Uebelstände, welche in den meisten Fällen wol nur durch die Ueberhäufung der Behörden mit Geschäften veranlaßt werden, abzustellen. Es sol-

len wiederholte Versuche gemacht worden sein, den Geschäftsgang zu vereinfachen und die unselige Vielschreiberei in gemessene Schranken zurückzuweisen, aber es hat nichts gefruchtet, im Gegentheil soll oft die Sache dadurch noch schlimmer geworden sein. So viel aber ist gewiß, die Geschäftslast wurde bei den gegenwärtigen Formen zu einer erdrückenden."

Das Uebel scheint mir höher zu liegen, nämlich in der in Oestreich so ganz scharf ausgeprägten Centralisation und dem Bureaokratismus. Man muß, um dem zu entsprechen, alles nach Oben ziehen; um die Maschine im Gange zu erhalten, werden unendlich viele Tabellen, Uebersichten und Berichte erfordert, welche mit ihrer ganzen Wucht auf die untern Behörden drücken. Die bureaukratische Form derselben hat die unabwendbare Folge, daß Jeder die Verantwortung scheuend, sich nach Oben hin durch Berichtserstattungen zu sichern sucht. Nur wenn die Beamten unter eigener, strenger Verantwortlichkeit mehr zu entscheiden haben, wenn man es aufgibt, oben stets auch von den geringsten Details unterrichtet sein zu wollen, wird es möglich sein, gründlich zu helfen. Der Beamte sucht seine Befriedigung darin, die ärarischen Angelegenheiten wie Steuer, Militärsachen u. dgl., welche überall prompt erledigt werden, unbedingt rasch abzumachen und durch dickleibige Berichte bei den Oberbehörden zu glänzen; sich mit den wichtigen Angelegenheiten des Volks eingehend zu beschäftigen, dazu bleibt ihm dann wenige Zeit übrig. Erst wenn diese durch Aufgabe der Vielschreiberei und durch Einführung eines rascheren Geschäftsbetriebes erlangt wird, kann mit Zuversicht eine Besserung erwartet werden. Man legt jetzt viel Werth darauf, durch eine zweckmäßige Gemeindeorganisation diesen eine größere Selbständigkeit zu geben und ihnen eine Menge Geschäfte der Unterbehörden zu übertragen; allein man kann sich dabei leicht täuschen. Eine Ueberwachung der Gemeinden auf eine oder die andere Weise muß doch immer stattfinden, soll diese nach dem bisherigen Systeme ausgeführt werden, so wird die Geschäftslast der Behörden wahrscheinlich nicht viel vermindert. Das Regieren vom grünen Tische ab muß aufhören, dann erst wird mehr Leben in das Ganze kommen.

Allerdings ist es, um den Beamten eine entsprechende Selbständigkeit gewähren zu können, nothwendig, gute Beamte zu haben. Darin liegt offenbar eine große Schwierigkeit, besonders für die Gegend, welche uns hier vorzugsweise beschäftigt. An sich ist es in gewisser Hinsicht offenbar schon ein Opfer, in einem so fernen Theile der Monarchie zu amtiren, wo doch den dort nicht Gebornen manche Entbehrungen treffen. Das Banat liegt sehr ab von einem regeren geistigen Verkehr und die Cultur des Volks, womit der Beamte zu thun hat, ist eine sehr geringe. Der Fremde ist außerdem sehr abgeschieden von dem Kreise der Verwandten und Freunde, in welchem er sich gern bewegte, und das alles sind große Hindernisse für die Uebersiedel-

ung tüchtiger Beamten aus andern Theilen der Monarchie. Aber noch schwerer fällt hierbei die nothwendige Sprachkenntniß in die Wage, wie ein Blick auf die oben mitgetheilte Verschiedenartigkeit der hier hausenden Volksstämme ergibt. Ein banater Beamter muß wenigstens deutsch, serbisch, ungarisch und wallachisch sprechen, erwünscht wird es sein, wenn er auch noch eine oder die andere slavische Sprache, slavakisch oder böhmisch spricht. Darin liegt es, daß die Auswahl für banater Beamte nicht groß sein kann, und deshalb erscheint der Vorwurf, welchen man der Regierung wol gemacht hat, daß sie bei der neuen Organisation in Ungarn und in dem Banate in Bezug auf die Auswahl der Beamten nicht mit der entsprechenden, einen guten Erfolg sichernden Umsicht zu Werke gegangen sei, nicht ganz gerechtfertigt. Die erste Bedingung, um als Beamter mit dem Volke in befriedigender Weise verkehren zu können, bleibt doch immer die, daß man sich in seiner Sprache mit ihm verständlich machen kann.

Dazu kam noch, daß, als nach der Revolution von 1848 und 49 die neue Organisation ins Leben trat, ein um so größerer Mangel an Beamten war weil von den früheren zu viele politisch compromittirt waren und deshalb nicht angestellt werden konnten. Daher wurden theilweise vollkommen unfähige Männer, die nicht einmal die nöthigen juridischen Studien nachzuweisen vermochte angestellt; selbst simple Schreiber und derartige untergeordneten, Personen, machten dabei ihr Glück.

Soll der Beamte in seinem Kreise wahrhaft segensreich wirken, so muß er in seinem bürgerlichen Leben, ebenso wie im dienstlichen, unantastbar hoch stehn. Er muß nicht nur tüchtig als Beamter, sondern auch sittlich und human als Mensch sein. Und das wird gegenüber einer zwar rohen, aber nichts weniger als unbegabten und fühllosen Bevölkerung, wie die Wallachen und Serben sind, um so mehr nothwendig. Ohne den vielen tüchtigen und redlichen Beamten, welche Oestreich ohne Zweifel besitzt, zu nahe treten zu wollen, muß man doch gestehn, daß in dieser Beziehung über die östreichischen Beamten im Allgemeinen ein ungünstiges Urtheil gefällt wird. In der That scheinen manche leichter zugänglich zu sein, wenn die in der Sache liegenden Gründe mit Gaben und Geschenken unterstützt werden. Die allgemeine Stimme spricht sich darüber sehr deutlich aus, und mögen deshalb manche mir darüber erzählte Details auf sich beruhen.

Unverkennbar aber steht dieser Punkt mit der schlechten Bezahlung der Beamten in Verbindung. Wenn z. B. ein Mann in einem so ausgedehnten Wirkungskreise, wie der Vorstand eines Bezirksamtes, nur 1050 Gulden öst. Währung Besoldung nebst freier Wohnung bezieht, so mochte das früher, wo im Banate ein sprichwörtlich wohlfeiles Leben war, wol genügen, jetzt aber gewiß nicht, um sich und eine Familie standesgemäß zu unterhalten. Letzteres

muß aber hier noch mehr, wie in andern Orten geschehn, denn diese noch etwas wilden Völkerschaften gleichen darin den Orientalen, daß sie auf das äußere Auftreten viel geben. Man muß ihnen imponiren durch Glanz, Persönlichkeit, Sittlichkeit und, wenn es sein muß, durch Strenge, dann geht es gut.

Sittlichkeit und wohlangebrachte Strenge, besonders wenn der Untergebene von der Humanität des Beamten Ueberzeugung gewonnen hat, sind zwei Hauptpfeiler einer gedeihlichen Wirksamkeit in jeder, besonders aber in solcher Stellung, worin der banater Beamte sich befindet. Was sagt aber der geehrte Leser zu folgender Geschichte, die ich ohne irgendwelche Zusätze einfach wiederhole, wie sie mir erzählt und verbürgt wurde.

Im Frühjahr v. J. erschien ein Beamter von einem Bezirksgerichte Nachts elf Uhr in einem ziemlich berauschten Zustande, mit einer Doppelflinte bewaffnet, in dem Wirthshause eines kleinen Ortes, wo derselbe Tags darauf Amtsgeschäfte zu besorgen hatte. Er fand das Schlafzimmer des Wirths verschlossen und verlangte höchst aufgeregt und laut das Oeffnen der Thür. Der Wirth, welcher sich bereits zur Ruhe begeben, stand auf und ging in das Gastzimmer. Kaum dort eingetreten, fuhr ihn der Beamte in Gegenwart einiger Gäste in den größtmöglichen Reden auf den Leib, ihn ausscheltend, daß er einem kaiserlichen Beamten nicht sofort die Thüre geöffnet habe. Während dieser Hin- und Herreden spannte derselbe die Hähne seines Gewehres, hielt dasselbe dicht an den Kopf des Wirthes und drückte einen Lauf ab. Glücklicher Weise hatte der Wirth das Gewehr zur Seite geschlagen und so ging der Schuß, ihm nur das Gesicht schwärzend, zur Seite und die Ladung von einigen 20 starken Schrotten fuhr in die Schrankthüre. Der Wirth zog sich darauf eilig in sein Schlafzimmer zurück und verschloß die Thür. Nachdem der Beamte unter höchst unanständigen Reden vergeblich das Oeffnen der Thüre nochmals verlangt hatte, verließ derselbe unter verschiedenen unzweideutigen Zeichen der Trunkenheit das Wirthshaus.

Die Geschichte wurde actenkundig bekannt, obwol sie der Wirth nicht anzeigte. Es erfolgte aber nichts darauf und der Beamte ist noch heute im Dienste.

Würde etwas nur entfernt dem ähnlichen bei uns vorkommen, so wären alle öffentlichen Blätter voll davon; aber, obwol es überall rüchtige Schafe unter einer feinen Heerde gibt, solche Brutalität ist in Deutschland unmöglich, würde es auch in Oestreich sein, wenn man halbwegs eine freie Presse hätte, zu deren Benugung durch das Volk freilich ein höherer Bildungsstand erforderlich wird, als man ihn in einem großen Theile der östreichischen Monarchie findet.

Damit, ich meine mit der Unwissenheit des Volkes, steht in einer nicht zu verkennenden Wechselwirkung der für den Deutschen sehr auffallende Ge-

brauch, daß auch in diesen östreichischen Hinterländern, wie in Galizien, äußerst viel von Gerichtswegen geprügelt wird. Man hört bei Polizeivergehen fast nur von 25. — Ob das mit den Gesetzen ganz vereinbar ist, weiß ich nicht, zulassen thun sie es. Jeden Falls aber entspricht es der allgemeinen Ansicht, welche man selbst von humanen und fein gebildeten Männern aussprechen hört, vollständig, daß man bei diesen rohen Völkerschaften nicht anders als mit dem Stocke regieren könne.

Für mich war es eine höchst betrübende Erscheinung, von einem solchen systematischen Prüegeln ohne alles Bedenken als von etwas sprechen zu hören, welches, völlig gerechtfertigt, diesem Volke gegenüber absolut naturgemäß sei. Allerdings ist das Volk roh und mag demgemäß oft seine Handlungsweise entwickeln, bei welcher andere Strafen unwirksam erscheinen. Allein wer trägt die Schuld daran? Gewiß nur die rohe Behandlung und vor Allem der Mangel aller Erziehung durch Kirche und Schule, wie ich weiter unten noch begründen werde. Offenbar muß von der weltlichen Obrigkeit ebenfalls ein Anfang gemacht werden, das sittliche Gefühl der Menschen zu heben, ihm nicht alle Ehre zu rauben, indem man ihn als ein Object des Prüegels betrachtet. Gern will ich zugeben, daß dieses nicht mit einem Schläge oder einfach durch Ordnungen geschehen kann, denn jetzt wird das Volk soviel geprügelt, daß der Sinn für die Schande dieser Behandlungsweise ganz verschwunden ist. Aber der Stock mag als das äußerste Mittel betrachtet werden, und zur Ehre der Menschheit will ich glauben, daß nach und nach Mittel gefunden werden, ihn zu entbehren, wenn man nur ernstlich darnach suchen will.“ —

Sehr interessant, wenn auch sehr unerfreulich ist, was der Verfasser über die Zustände der walachischen Bevölkerung im Banat mittheilt. Dieselbe ist nicht ohne gute Anlagen, aber noch im rohsten Naturzustande, der kaum irgendwie verschieden ist von dem ihrer Glaubensgenossen in Rußland und dem ihrer Stammverwandten in den Süddonauländern. Mit den Schulen ist es auf das Kläglichste bestellt, und ebenso elend steht es mit der Kirche. Der Gottesdienst beschränkt sich fast nur auf äußere Formen, Hersagen von Gebeten, Besuch der Messe, Anrufung der Heiligen und Fasten. Von der christlichen Sittenlehre ist wenig oder nichts bekannt, „wol deshalb, weil sich der Popa eher zu allem andern als zum Sittenlehrer eignet.“

Die Bildung der letzteren ist eine äußerst geringe. Zwar soll der, welcher sich dem geistlichen Stande widmet, die lateinische Schule absolvirt und das Seminar zu Versée besucht haben, aber der Bischof dispensirt gegen ein Stück Geld so häufig davon, daß man dem Verfasser unsrer Schrift „von allen Seiten versicherte, eine große Anzahl Priester könnten kaum lesen oder schreiben. Sie eignen sich die äußern Formen an, lernen die Messe und die nöthigen Gebete, Sprüche, Heiligenlegenden u. s. w. auswendig und amtiren so rein

als Handwerker. Es wurde mir unter andern von einem protestantischen Geistlichen erzählt, daß einst ein Popa, welcher als solcher schon zehn Jahre fungirt habe, in äußerster Verlegenheit zu ihm gekommen sei und ihm seine Noth geklagt habe, wie der Bischof bei der Versetzung auf eine andere Stelle von ihm die Haltung einer Predigt verlange. Er möchte nun gerne wissen, was das eigentlich sei. Nach der ihm darüber gewordenen Aufklärung habe der Popa ihn ersucht, ihm eine Predigt zu machen, was er, der Pastor, jedoch deshalb abgelehnt habe, weil er nicht walachisch schreiben könne. — Derselbe protestantische Pastor erzählte mir eine andere in einem walachischen Orte seiner Nachbarschaft vorgekommene, ebenfalls charakteristische Anekdote. In dem betreffenden Orte waren häufige Brandstiftungen an den Getreide- und Heuschobern vorgekommen, und die Grundherrin läßt den Popa auffordern, dieserhalb der Gemeinde eine Strafpredigt zu halten, mit dem Bemerken, sie werde dann selbst die Kirche besuchen. Der Popa beginnt: Es ist häufig vorgekommen, daß ihr Schober anbrennt; das ist ganz unvernünftig; denn ihr habt nichts davon. Besser ihr stehlt einen Ochsen, das bringt euch doch Vortheil. — So weit hörte die Grundherrin diese moralische Predigt mit an, dann sprang sie auf, gebot dem Popa Schweigen und hielt nun ihrerseits der Gemeinde eine solche eindringliche Strafpredigt, daß fortan Brandstiftungen nicht mehr stattfanden.“

Noch niedriger als der Standpunkt der Bildung dieser Geistlichen, ist nach dem Verfasser ihr sittliches Leben, und dem entspricht ihre Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft. Die niedern Grade der Geistlichkeit dürfen sich verheirathen, vom Bischof aufwärts leben sie im Eölibat. Das Einkommen eines Priesters ist sehr gering, er ist deshalb genöthigt, Landwirthschaft zu treiben, und er thut das ganz in der rohen Weise wie seine Bauern. Er führt seine Ochsen selbst auf die Weide, pflügt und schneidet selbst sein Korn. Im Außern erkennt man ihn, wenn er nicht zu einem Gang in die Stadt seine Amtstracht, einen langen blauen Kasten und die bekannte schwarze Popenmütze, angelegt hat, nur an dem Kinnbart; denn die Laien tragen bloß Schnurrbärte.

Um das Ansehen zu bezeichnen, in welchem diese Diener des Evangeliums in den Hinterländern Neuösterreichs beim Volke stehn, brauchen wir nur zu erwähnen, daß dem Verfasser, der weder leichtgläubig, noch zu pikanten Uebertreibungen geneigt ist, „ganz übereinstimmend von Personen in der verschiedensten bürgerlichen Stellung versichert wurde: der Popa sei stets der größte Räuber im Orte. Werde Raub, Diebstahl oder eine anderweite Schlechtigkeit begangen, so stehe in der Regel der Popa, nächst ihm der Richter des Dorfes, an der Spitze.“

Unter Andern wurde unserm Reisenden folgende Thatsache erzählt. „In dem Dorfe Kriwina nächst der siebenbürgischen Grenze wurde bei einem Bauer eingebrochen. Um denselben zur Herausgabe seines Geldes zu zwingen, schnitt

man ihm die Ohren ab, ebenso ein Stück der Nase, und brannte den Unglücklichen mit glühenden Ketten. An der Spitze dieser scheußlichen Bande standen drei Popen und nächstdem zwei Lehrer, ein Notariatschreiber und zwei Kirchendiener. Diese Bande war damals bereits mit dem Gericht in Conflict gerathen, indefß hatte man ihnen nichts nachweisen können; die Theilnehmer blieben im Amte und setzten ihr sauberes Treiben fort. Allein am 5. Januar 1860 sind, nach einer Notiz in der Presse, sieben dieser Gesellen, welche bei einer andern Gelegenheit ergriffen wurden, wobei die vorerwähnte Geschichte ebenfalls zur Geltung gebracht wurde, vom Kreisgericht zu Lugos, als Standgericht, zum Strang verurtheilt worden.“ —

Die geistigen Anlagen des Walachen sind nach unserm Berichterstatter sehr gut. Diese Bauern, Köhler oder Fuhrleute wissen ihre Sache mit einer Logik und einem Schwung vorzutragen, daß man erstaunen muß. „Auf einer meiner Streifereien,“ erzählt der Verfasser, „kam ich in Begleitung eines banater Forst- und Domänenbeamten in ein Holzhauer- und Köhlerdorf, Patina Matje (91 Hausnummern und 630 Einwohner), wo wir eine kleine Kapelle von etwa 25 Fuß Länge und 15 Fuß Breite besahen. Sie war roh von Brettern zusammengeschlagen, durch die Fugen pffiff der Wind, die unten angefaulten Hölzer drohten jeden Augenblick zusammenzubrechen. Die Schule war zur Zeit abwechselnd, wie die unzweideutigsten Spuren verriethen, ein Pferde-, Kuh- oder Schweinestall, nahm ein Zimmer von etwa zwölf Fuß ins Gevierte ein und hatte zwei Bänke für etwa zwölf Kinder und eine schwarze Tafel. Mein Begleiter sagte dem uns führenden Richter, es sei eine Schande, in einem doch nicht so ganz kleinen Orte eine so schlechte Kirche und Schule zu haben. Ja, Herr, das ist wahr — erwiderte der Richter — aber wir sind arm, und wenn uns die Grundherrschaft nicht unterstützt, so können wir nicht bauen und bessern. — Nun, wenn ihr hier in Patina Matje erst nicht mehr so arge Diebe und Räuber seid, wird euch sicher geholfen werden, war die Antwort des Beamten, worauf sofort der Richter entgegnete: Ja, Herr, das ist wahr, aber eben weil die Kirche und Schule so schlecht, sind wir solche Räuber und Diebe.“ —

Ganz in derselben Weise könnten die Walachen überhaupt und mit ihnen der größte Theil der östreichischen Serben, Slowaken und Polen der Regierung antworten, wenn sie sich über die Rohheit, Trägheit und Verkommenheit dieser Stämme wundern wollte. „Werfen wir,“ schließt der Verfasser seine Mittheilung über das Banat, „einen Rückblick auf den Zustand des walachischen Volkes, der uns jedenfalls vollständig zur Beurtheilung des culturlichen Standpunkts der in Ungarn und dem Banat wohnenden Serben und Slowaken dienen kann, so muß dem Menschenfreunde das Herz schwer werden über eine solche grauenhafte Vernachlässigung, über solche halbbarbarische Zustände, und es erscheint das um so betrübender, wenn man, wie, ich die Ueberzeugung hat,

daß hier ein an sich edles und bildungsfähiges Volk so hart betroffen wird durch Nichtbeachtung der ersten Grundsätze einer vernünftigen Staatswirthschaft. Und das geschah unter dem Schutze der als Muster der Freiheit gepriesenen ungarischen Verfassung. Und es können jetzt noch ungarische sogenannte Patrioten wünschen, die alte Verfassung mit ihren Einwirkungen auf das Volk zurückzuerhalten! (Ein Irrthum des Verfassers. Niemand, höchstens einige altconservative Magnaten wollen die Verfassung Ungarns ohne die Verbesserungen des Jahres 1848 zurückhaben.) Aber auch Oestreich, ich meine das neue nach 1848, ist in dem vorliegenden Falle von großer Schuld nicht ganz frei zu sprechen; es hat zwar dem Wortlaut des Gesetzes nach freie Menschen hier geschaffen, aber sie doch nicht frei gemacht. Sie liegen in den Ketten des Beamtenthums und noch mehr ihr Geist in den Banden der Unwissenheit und Finsterniß. Oestreich hat hier nichts gethan, um Kirche und Schule zu heben, es hat acht kostbare Jahre verloren, sich die dankbare Anerkennung seiner Unterthanen zu erwerben.“ —

Mit jenen Halbwilden wollten und wollen noch jetzt gewisse Politiker uns Deutsche in das vielgepriesene Siebzigmillionenreich zusammenstellen. Es wäre doch gut, wenn diejenigen Freunde Oestreichs in Deutschland, welche zu solchen Vorschlägen nicht gekauft sind, sondern sie sich nur in überlieferter Unschuld vorglauben lassen, die Gelegenheit fänden und benutzen, gleich unserm Verfasser sich durch den Augenschein zu überzeugen, was wir in jenem Falle in den Kauf zu nehmen hätten. Sicher käme dann der Eine und der Andere mit weiter entwickelten Ueberzeugungen zurück, als unser Reisender, der trotz seiner Erfahrungen zum Schlusse immer noch glauben zu müssen meint, „daß wir ein einiges starkes Oestreich haben müssen, um ein einiges starkes Deutschland zu bilden.“

Die Krisis in den Vereinigten Staaten.

1.

In derselben Zeit, in welcher Frankreich, Italien und der Orient die alte Welt in ängstlicher Spannung und ewiger Kriegsbereitschaft erhalten, drängt sich in der neuen Welt, in den Vereinigten Staaten, eine Frage wieder in den